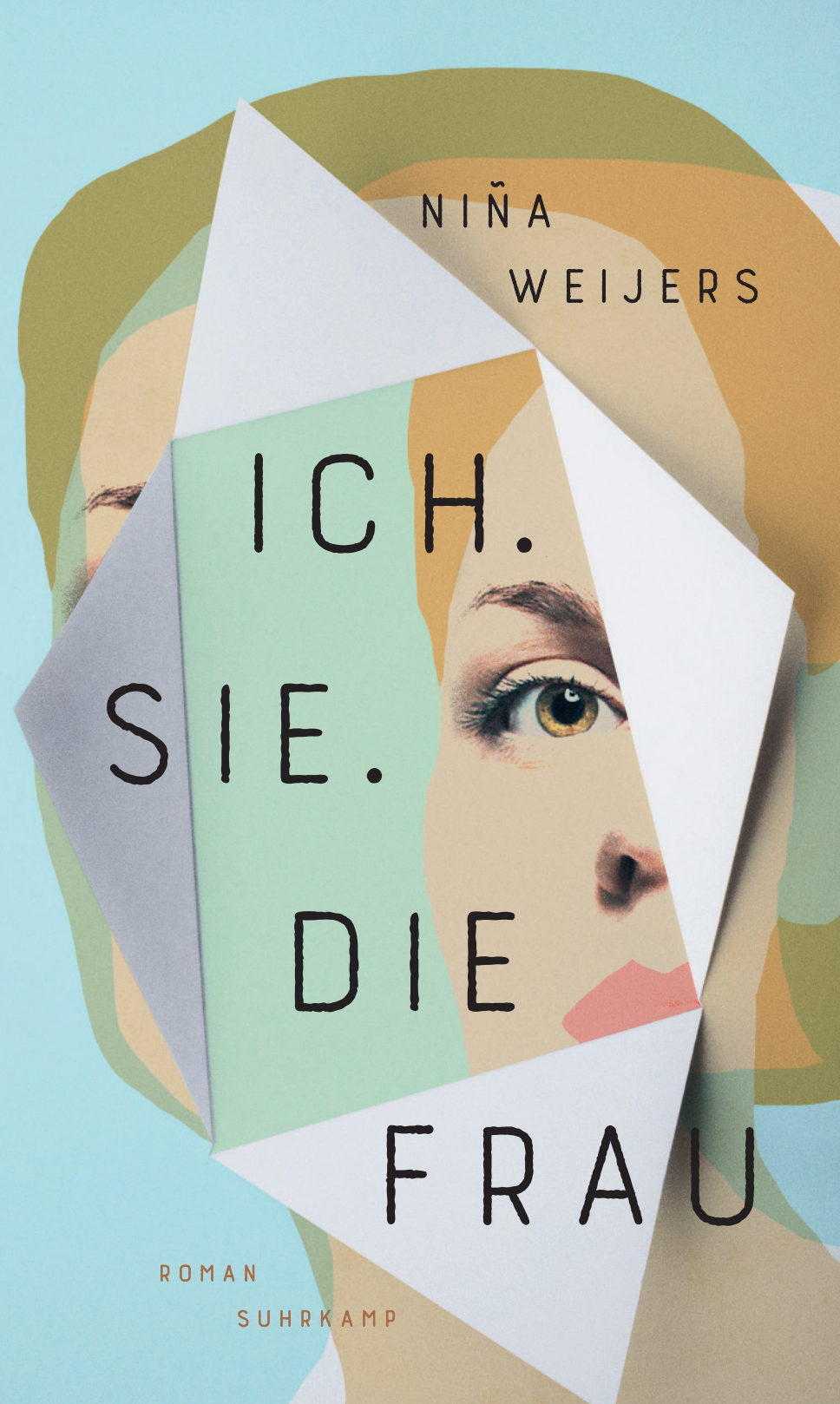


A stylized portrait of a woman with blonde hair, rendered in a collage style. The image is composed of various geometric shapes in shades of blue, green, yellow, and white, which are layered over the portrait. The woman's face is partially visible, showing her eyes, nose, and mouth. The text is overlaid on the image in a clean, sans-serif font.

NIÑA

WEIJERS

ICH.
SIE.
DIE
FRAU

ROMAN

SUHRKAMP

SV

NIÑA WEIJERS
ICH. SIE. DIE FRAU

Roman

Aus dem Niederländischen
von Helga van Beuningen

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
Kamers Antikamers
bei Uitgeverij Atlas Contact, Amsterdam.

Der Verlag dankt der Niederländischen Literaturstiftung für die
Förderung der Übersetzung.

Nederlands
letterenfonds
dutch foundation
for literature

Erste Auflage 2021

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2021

© 2019 Niña Weijers

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie
der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikro-
film oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42986-0

ICH. SIE. DIE FRAU

Eine häufig vorkommende Filmszene: Jemand, meist eine Frau, in der Badewanne, das Gesicht dicht unter der Wasseroberfläche. Eine Weile liegt sie da, friedlich, doch dann schießt das Gesicht hoch, aufgerissene Augen, Mund und Nasenlöcher, Einatmen, das wie Zurückspulen klingt. Für einen kurzen Moment treffen der Schmerz des Sauerstoffmangels und der Schmerz der Sauerstoffzufuhr aufeinander. Das Herz schlägt wild, Wasser spritzt über den Rand, auf einmal ist die Rede von einer *Szene*, doch das Einzige, was passiert, ist, dass das Leben weitergeht. Später ist die Frau wieder bekleidet, sie sitzt auf der Bettkante oder in ihrem Auto oder was auch immer, niemand merkt ihr etwas an, und die Lampe auf ihrem Nachttisch verbreitet eine sanftgelbe Glut, bis sie sie ausknipst.

Was wissen wir von der Frau, außer dass sie eine Badewanne besitzt, ein Bett und eine Lampe, die eine sanftgelbe Glut verbreitet? Und nicht einmal das wissen wir. Das Einzige, was wir mit Sicherheit feststellen können, ist, dass das Atemzentrum Teil des vegetativen Nervensystems ist und daher automatisch auf einen zu hohen Kohlendioxidgehalt im Blut reagiert. Hundert Milliarden Nervenzellen, die über Neurotransmitter Panikreize ans Gehirn weiterleiten, mehr als genug, um jeden erdenklichen Widerstand aufzugeben, Hände, die die Wannenränder umklammern,

Kraft aufbieten, Kehlmuskeln angespannt, Kopf vorgebeugt: *Inspiration*.

Was wissen wir von dieser Frau? Was weiß diese Frau von sich selbst?

Es muss was passieren, sagte M. Sie ist fünfunddreißig, trägt ihr Alter aber auf ganz andere Weise als fast jede erwachsene Frau, die ich kenne. Die Jahre existieren in ihr, doch eher als Reihe denn als Summe. Sie hat keine Kinder und will auch keine, und ich denke, das ist ein großes Glück in einem Frauenleben. Wir drehten unsere feste Runde im Park. Das Wetter zeichnete sich durch Abwesenheit aus, eine Nicht-Luft, eine Nicht-Temperatur, lediglich eine feuchte Gleichgültigkeit, die durch den Stoff unserer weder Sommer- noch Winterjacken drang.

Nach M.s Geschmack muss immer etwas passieren, bis so viel passiert ist, dass sie ihr Telefon ausschaltet, aufhört zu trinken und nur noch mit Clarice Lispector im Bett liegen will, zu der sie eine tiefe Zuneigung empfindet, die der Liebe mehr ähnelt als die meisten menschlichen Beziehungen, die dafür durchgehen müssen. Jetzt aber spricht sie von ihrem Buch, und was passieren muss, ist das Folgende: Ich sterbe, und sie nimmt meinen Hund in ihre Obhut, der kein Hund ist, sondern ein Pferd namens Carlo. Das Pferd gibt es wirklich, es läuft auf einem Feld am Rande ihres Heimatdorfs herum und gehört einem Bauern, der weiter nichts mit ihm unternimmt.

Auf die Idee mit meinem Tod kam sie, als sie im Radio von einem Skiunglück in der Schweiz hörte, bei dem eine zweiunddreißigjährige Niederländerin ums Leben gekommen war. Ein paar Tage zuvor hatte ich Theo bei ihr gelassen, um mit zwei befreundeten Paaren in Skiurlaub zu fah-

ren. Einige Stunden lang war sie davon überzeugt gewesen, dass ich diese Frau war. Sie hatte auf meinen schlafenden Hund geschaut, von einer ganz neuen Art von Verantwortungsbewusstsein erfüllt, das sie an der Oberfläche nervös machte, innerlich aber bemerkenswert friedlich.

Aber du weißt doch, dass ich nicht zweiunddreißig bin, sagte ich. Und dass ich nicht in der Schweiz war, sondern in Frankreich.

Klar wusste sie das, aber das konnte journalistische Schludrigkeit sein. Tatsache war, dass ich tot war. Oder eigentlich, und sie hoffte, dass ich das nicht falsch verstehen würde, hatten ihre ersten Gedanken Theo und der großen Veränderung gegolten, die seine Anwesenheit in ihrem Leben bedeuten würde. Sie schaute ihn sehr lange an, aber es passierte nichts, außer dass er von Zeit zu Zeit tief seufzte, als wäre er ungeachtet der Tatsache, dass er schlief, todmüde. Als sie wenig später mit ihm in den Park ging, kam eine Kurznachricht von mir. Einen Moment lang dachte sie an einen üblen Scherz oder einen Geist. Danach hatte alles wieder seine Ordnung. Die verunglückte Frau war wieder eine statistische Größe, der Hund nicht länger ihr Hund, und sie konnte ihr Leben so fortführen, wie es war.

Ich fragte sie, ob sie nicht erleichtert gewesen sei, dass ich noch lebte.

Wahnsinnig, sagte sie. Einen Hund zu erziehen sei etwas, das sie sich nicht zutraue. Es sei ihr wirklich egal, ob sich das Tier hinsetze, wenn sie *sitz* zu ihm sage, und sie könne ihm nur recht geben, wenn es lieber im Flur kacke als draußen im Regen. Zudem wisse sie endlich, wie es mit der Geschichte weitergehe, wenngleich die fiktive Ver-

sion meiner Person nach einem kurzen, aber traurigen Krankenlager sterben werde.

Ich fragte sie, welche Krankheit sie sich für mich ausgedacht habe.

K natürlich. Ob ich wisse, dass man das auch am Herzen haben könne.

Das kommt mir ein bisschen übertrieben vor, sagte ich, in einem Roman.

Ein Pferd erschien ihr letztendlich besser als ein Hund, weil mehr Aufwand damit verbunden war. Sie würde dafür aufs Land ziehen müssen.

Und ich wohnte also schon auf dem Land, mitsamt meinem Pferd?

Darüber hatte sie noch nicht nachgedacht, und überhaupt gehe es nicht um *mich*, sondern um die prekäre Situation, in die ich sie mit meinem kurzen Krankenlager und unerwarteten Tod gebracht hätte.

Ich meine, sagte sie, vielleicht heißt du letztendlich einfach Henk und bist ein Bauer oder, was weiß ich, der Dorfpoet. Es geht darum, dass ich dieses Pferd am Hals habe.

Und du bist einfach du selbst?

Verrückt, aber danach sieht es tatsächlich aus, ja. Jedenfalls bemühe ich mich nicht, jemand anders zu sein. Ich versuche, mir eine Version meiner selbst auf einer Weide vorzustellen, mit einem Pferd, und wer ich in dieser Situation sein würde. Obwohl es natürlich einen unvorstellbaren Unterschied zwischen meinem jetzigen Bewusstsein, ohne Pferd, gibt und meinem Bewusstsein mit Pferd, nachdem ich außerdem gerade eine meiner besten Freundinnen verloren habe. So viel kann ich aber sagen: Ich bin es selbst, minus die Ereignisse, aber genau die Ereignisse verändern einen ja innerlich, nicht umgekehrt.

Letzteres, das mit dem Bewusstsein und den Ereignissen, ist etwas, was M. auf keinen Fall so sagen würde. Aber egal, irgend so etwas meinte sie schon, denke ich.



Sie war viel kleiner, als ich erwartet hatte, und so zart wie ein Päckchen Kreteks. Ich hatte sie immer in Schwarz vor mir gesehen, in einer abgetragenen Lederjacke und schweren Stiefeln oder so, aber sie trug ein glattes Polyesterkleid mit einem bunten, an Hysterie grenzenden Blumenmuster. Sie stand in einer Bahn Sonnenlicht, die durch ein gekipptes Fenster ins Zimmer fiel. Sie hatte nichts von einer Diva oder einer Berühmtheit. Eher von einem Mädchen, auch wenn sie schon einundsechzig war. Ein Mädchen, das alles mitgemacht hatte und quer durch die Zeit sehen konnte.

Minutenlang hatte ich vergeblich an der angegebenen Adresse geklingelt. Sie hatte kein Hotelzimmer gewollt, und deshalb hatte der Verleger ihr ein Apartment in einer ruhigen, schicken Straße besorgt, nicht weit vom großen Stadtpark. Es waren ziemlich unschuldige Jahre, damals. Airbnb galt noch als praktische und sogar humane Lösung für Reisende und Hausbesitzer. Die vermieteten Apartments und Zimmer waren noch echt, auch wenn das vielleicht eine allzu schwarzweiße Darstellung der Dinge ist, ein Versuch meines Gedächtnisses (das noch nie besonders gut war), im Nachhinein zu glauben, dass am Anfang die Unschuld war und erst danach die Pervertierung.

Nachdem ich minutenlang geklingelt hatte, ging ich auf die andere Straßenseite, um das Haus von etwas weiter weg zu betrachten. Sie müsste sich im dritten Stock befin-

den, aber es war ein sonniger Nachmittag im Mai, und das grelle Licht ließ alle Häuser dunkel wirken, dunkel und menschenleer, wie verlassene Dorfkneipen im Hochsommer.

Ich überprüfte noch einmal die Adresse, klingelte noch ein paar Mal mit mehr oder weniger höflichen Zwischenpausen, fand mich dann damit ab, dass mir nicht geöffnet werden und ich unverrichteter Dinge nach Hause zurückkehren würde. Zu meiner Überraschung fühlte ich mich eher erleichtert als niedergeschlagen, als wäre etwas gerade noch rechtzeitig abgewendet oder aufgeschoben worden, ein Test oder das Ergebnis eines Tests, als könnte ich mein Leben wieder fortsetzen.

Die Aussicht auf eine Begegnung mit ihr hatte mich den ganzen Vormittag über nervös gemacht. Ich hatte ihre Bücher mit der Gier eines erwachenden Backfischs gelesen, womit ich sagen will, dass sie wirklich wichtig für mich waren, nicht weil ich sie schön oder gut fand (obwohl ich sie gut fand – nicht *schön*, aber das sollten sie auch nicht sein), sondern weil ich gehant hatte, dass ihre Lektüre nicht folgenlos bleiben konnte. Ich hatte viel zu viele Fragen vorbereitet, seitenweise Fragen, so viele, dass ich schon von vornherein erschöpft war. Vielleicht konnte ich meine Fragenliste in den Briefkasten schieben, nach Hause zurückradeln und mir das ganze Interview aus den Fingern saugen. *In Ihrem neuen Buch schreiben Sie wieder über eine Frau, die ...*

Da hörte ich, wie hinter der Tür jemand eine Treppe herunterkam. Im nächsten Augenblick stand ein großer Mann in der offenen Tür, eine längliche Tasche über der Schulter und eine große Kamera um den Hals, der mir hastig zunickte und sich dann davongemachte. Ich stieg drei

steile Treppen hinauf, trat durch die offene Tür in das Apartment, und da stand sie, an besagtem Fenster, und drehte sich mit strahlendem Lächeln zu mir um.

Diese Fotografen, sagte sie, gerade wenn man denkt, jetzt ist es geschafft, sehen sie einen Lichteinfall, der alles verändert.

Der Verleger hatte mich bereits informiert, dass sie weitgehend taub war. Man hatte mich instruiert, übertrieben laut und deutlich zu sprechen und ihr dabei das Gesicht zuzuwenden, damit sie meine Lippenbewegungen sehen konnte.

Wir nahmen auf zwei einander zugewandten Stühlen an einem runden Esstisch Platz. Sie hatte den ganzen Tag am laufenden Band Interviews gegeben, ich war die Letzte, danach hatte sie noch einen öffentlichen Auftritt in einem ausverkauften Theater. In den letzten Jahren hatte sie sich von einer obskuren Kulturautorin mit einer kleinen, aber treu ergebenen Fangemeinde zu einer Art Rockstar entwickelt – auf den Schild gehoben von einer neuen Schriftsteller-, Künstler- und Musikergeneration, in erster Linie Frauen, übersetzt in neunundzwanzig Sprachen, beweihräuchert und groß herausgebracht in Magazinen wie dem *New Yorker*, der *Vanity Fair* oder der *Vogue*. Ihr berühmtestes Buch war inzwischen vom avantgardistischsten der Mainstream-Regisseure verfilmt worden, und eine ziemlich bekannte Indie-Band hatte großen Erfolg mit einem Song voller Verweise auf ihr Werk gehabt.

Zwanzig Jahre lang hatte sie in relativer Stille an einem kleinen, aber dicht gewobenen Œuvre gearbeitet. Sie hatte über Scheitern und Erniedrigung geschrieben, über Verlangen und Zurückweisung, und obwohl ihr Einsatz ein

bedingungsloser war, oft wie die Vivisektion ihres eigenen Lebens und eine gründliche Erforschung der Leben und Realitäten anderer, war das Bestürzende daran, dass alle diese Dinge, die historisch und literarisch betrachtet so ungefähr jede Frau über den Rand des Abgrunds gestoßen hätten, mit Selbstverlust als einzig möglichem Resultat, in ihrem Werk als Auswege eingesetzt wurden, als Routen, die auf der anderen Seite des Abgrunds wieder herauskamen und – glorreich! – weiterführten, wenn auch nur zum nächsten Abgrund.

Geduldig hatten ihre Bücher im Halbdunkel gewartet, bis der Zeitgeist endlich da war, die Vorhänge aufriss und das Licht hereinließ. Die Freiheit, die die Schriftstellerin schon zwei Jahrzehnte zuvor gesucht und gefunden hatte und die mit Hingabe und Kompromisslosigkeit und der Weigerung zu tun hatte, sich im Stillen zu schämen, schien wie eine Landkarte, die man direkt auf das Gebiet des einundzwanzigsten Jahrhunderts legen konnte. Es verlieh ihr die Aura einer Visionärin, eines Orakels, einer Cassandra, die aus der eigenen Asche erstand und der man endlich Glauben schenkte.

Vielleicht erstaunte es mich deshalb, wie achtlos sie über ihr Werk sprach, in jener Stunde, in der wir uns im Wohnzimmer eines Unbekannten gegenüber saßen. Das Werk, sagte sie, komme ihr vor wie ein mehr oder weniger zufällig entstandenes Nebenprodukt ihres Lebens. Eine Möglichkeit, ihre Gedanken zu ordnen und zu formulieren; den Stillstand in Bewegung zu verwandeln, das Leben fortzuführen.

Danach hatte sie noch viel mehr gesagt, und ich könnte nachschauen, was genau, denn ich habe es später Wort für

Wort abgetippt, aber worum es mir jetzt geht, das ist die Art und Weise, wie wir da saßen, die fast taube Schriftstellerin und ich, viel näher beieinander, als es sonst bei zwei Unbekannten üblich ist, die zudem beide arbeiteten, ich, indem ich Fragen stellte, sie, indem sie diese beantwortete.

Jede Frage schien ein ungeheures Gewicht zu tragen, weil sie so laut und langsam ausgesprochen wurde und auch weil ich ihr meine Lippen so unmissverständlich darbottete. Sie brauchte nicht nur meine Worte, sondern auch meinen Mund, und den gab ich ihr. Nie zuvor war ich mir der physischen Dimension des Sprechens so bewusst gewesen. Die Situation erforderte meine volle Anwesenheit im Raum, ich konnte nichts nur halb sagen oder murmeln, ich konnte mich hinter nichts verstecken. Stärker noch, je mehr ich sprach – denn aus dem Interview wurde unvermeidlich ein Gespräch, die Schriftstellerin war nicht an vorgefertigten Phrasen zur Bewerbung des Buches interessiert, dessentwegen sie durch Europa reiste, sie war neugierig, grenzenlos neugierig auf die Welt und in diesem Moment auch darauf, wie ich eine Perspektive auf die Welt bieten konnte, die sie noch nicht kannte, so dürftig diese Perspektive in meinen eigenen Augen auch war – ihr Interesse, ihr intensiver Blick auf meine Lippen ermutigten mich, und je mehr ich also sprach, umso mehr bekam ich das Gefühl, mich vor ihren Augen auszuziehen, mich Schicht um Schicht meiner gesamten Kleidung zu entledigen, bis ich nackt war und es bedauerte, dass ich nicht noch mehr ausziehen konnte, meine Haut nicht vom Körper streifen, mein Innerstes nicht vor ihr sezieren konnte.

Das Ende des Interviews fiel mit dem Vibrieren ihres Handys zusammen. Die fast taube Schriftstellerin war

weitsichtig und hielt das Ding, ein sehr altes Nokia-Modell, auf Armlänge von sich, um die Nachricht entziffern zu können. Sie las sie mir laut vor. Es war der Verleger, der sie im Apartment abholen sollte, um sie ins Theater zu bringen, jetzt aber in einem Stau steckte und es nicht schaffen würde. Ob sie doch selbst mit dem Taxi hinfahren könne.

Keine von uns beiden hatte auf die Zeit geachtet, und erschrocken konstatierte sie, dass sie in einer halben Stunde an Ort und Stelle sein musste. Mit ihrem kleinen, mageren Körper sprang sie vom Stuhl auf und begann eiligst, ein paar Sachen zusammenzuraffen. Ihr Buch, aus dem sie lesen sollte, war nirgends zu finden. Wenig systematisch und immer schneller durchsuchte sie das Apartment. Sie kippte den Inhalt ihres Koffers auf den Boden, schmiss einen Bücherstapel um, tauchte unters Bett, machte alles noch einmal von vorn, stieß sich den Zeh an einem Tischbein. Schließlich bot ich ihr mein Exemplar an. Darin wimmelte es von Unterstreichungen und Ausrufezeichen, die niemals für fremde Augen bestimmt gewesen waren und, ach du lieber Gott, schon gar nicht für ihre, aber so war es jetzt eben.

Ich bestell dir ein Uber, sagte ich, und ich fahre mit zum Theater.

Ich wunderte mich selbst ein wenig über mein entschiedenes Auftreten, aber sie hatte plötzlich verloren gewirkt, ungeschützt ohne ihr eigenes Buch, seltsamerweise, als hätte seine Essenz in diesem einen Exemplar gesteckt. Außerdem war ich von ihr verzaubert und wollte, dass diese Verzauberung so lange wie möglich anhielt.

Mein ganzes Leben lang hatte ich ein starkes Bedürfnis verspürt, mir Leitfiguren zu suchen, oft in Gestalt von Leh-

ren, denen ich Opfer brachte, so wie die Katze ihrem Herrchen die Beute stolz zu Füßen legt. Ich verehrte Menschen gern, war porös wie ein Schwamm für Einflüsse und Ideen, lernte leicht, kopierte leicht und litt häufig unter einem tief empfundenen, wortlosen Kummer, den ich mit den Jahren besser unter Kontrolle bekam und an den ich mich gewöhnte, wie man sich an den blinden Bettler auf den Eingangsstufen des Supermarkts gewöhnt.

Wenn ich unter anderen Umständen geboren und aufgewachsen wäre, weniger Mittelschicht/geborgen/gutausgebildet/Fangnetz-falls-ich-falle, dann wäre ich, davon bin ich überzeugt, sehr empfänglich für alle möglichen Gurus und Götzen gewesen. In einem anderen Leben hätte ich ein frommes Nönnchen mit schwierigen Knien sein können, eine in Orangerot gehüllte Bhagwan-Jüngerin mit neuem Namen, eine Moonie, die sich bei einer Massenhochzeit verheiraten ließ.

Vielleicht lag es an diesem vagen, nicht verwurzelten Hang zur Religiosität, weshalb ich an jenem Nachmittag bei der fast tauben Schriftstellerin bleiben wollte. Ich wollte ihr zuhören, ihre Worte als Vorhersage verstehen, ein Glas, das sich über das Ouija-Brett bewegt, eine Antwort der Toten, der Sterne, der Planeten.

Die Wahrheit oder auf jeden Fall eine Wahrheit lautete, dass sich mein Leben in jenen Jahren in einer merkwürdigen Art von Vakuum befand. Es gab keine großen Probleme, ich liebte den Mann, mit dem ich zusammen war, und er mich, auf ruhige Weise. Mit meiner Freundin M. – eher große Liebe als Freundin, so sehr, dass es Leute verwirrte und sogar erboste – ging ich fast täglich durch den Park. M. hatte immer ein paar Anbeterinnen und ein unmög-

liches Anbetungsobjekt. Hochs und Tiefs wechselten sich ab. Pure Langeweile konnte unversehens in große Verliebtheit umschlagen, die ein paar Monate anhielt, bis sie unhaltbar wurde und eine der beiden Parteien die Sache beendete, wenngleich auch das relativ war und sie im Laufe der Jahre eine ganze Gruppe von Exen und Mehr-oder-weniger-Exen um sich versammelt hatte, die sich bei Gelegenheit in die Haare kriegten oder in die Arme fielen – manchmal beides an ein und demselben Abend, wenn M. eine ihrer Partys feierte. Bei diesen Partys in der Eingangshalle des Hauses, in dem sie hauptsächlich mit halben Künstlern und halben Junkies (oft in derselben Person vereint) wohnte, schien es mitunter, als bewegte man sich durch eine Reihe von Erdschichten: M. konservierte nicht nur alles und jeden, ihre Vergangenheit konnte auch jeden Moment wieder Gegenwart werden, die oberste Schicht bedeckt von einer neuen obersten Schicht, alter Boden vermischt mit frischem Regenwasser. Die Erde steckte voller Funde, und wenn sie die Schatzgräberin war, dann war ich die Archivarin, die alles für sie etikettierte und in die richtige Schublade legte.

Ich erinnerte mich zwar, dass sich mein Leben auch einmal so angefühlt hatte, aber das schien weit weg, ein Echo eines anderen Lebens. Ich spazierte auf meinem Plateau umher, das sicher und eben war und sich so weit erstreckte, wie mein Blick reichte. Mein Liebster und ich führten jeder sein eigenes Leben und betrachteten das als hohe, wenn nicht die höchste Qualität unserer Beziehung. Ich hatte Geheimnisse, natürlich, und er wahrscheinlich auch, obwohl ich damals arrogant genug war zu glauben, dem sei nicht so.

Dennoch steuerten wir in all unserer Ruhe und unse-